

## Feuilleton.

### Die Genfer Convention.

Von Professor C. Binz.

(Schluss aus No. 14.)

Am 27. Juni war das Gefecht bei Oswieczim. General Graf Stolberg griff die bei diesem Orte stehenden Oesterreicher an, brach das Gefecht ab, als er seinen Zweck, den Bahnhof zu zerstören, erreicht hatte, und rückte in seine frühere Stellung wieder ein. Ganz gesondert von den Infanteriekämpfen hatte in der Nähe des Dorfes Lazy ein heftiger Zusammenstoss der beiderseitigen Cavallerie stattgefunden. Als der Befehl zum Rückzug dem betreffenden preussischen Commandeur zuzug, befahl er, zunächst sämmtliche preussischen und österreichischen Verwundeten zurückzuschaffen und erst dann den Rückzug anzutreten. Der Regimentsarzt Dr. Friedländer meldete jedoch, ein grosser Theil der Oesterreicher sei noch nicht verbunden und überhaupt nicht wohl transportfähig. In Folge dessen zog unsere Cavallerie ohne diese Verwundeten ab, und genannter Arzt erhielt den Befehl, so lange bei ihnen zu verbleiben, bis er sie alle verbunden oder einem österreichischen Arzt übergeben habe.

Es dauerte einige Stunden, da erschienen die Oesterreicher auf dem Verbandplatze. Dr. Friedländer schickte sich an, seine Verwundeten zu übergeben und um die Erlaubniss zu bitten, zu seinen Truppen zurückkehren zu dürfen, als man ihn gefangen erklärte und abführte.

Da der Arzt bis zum Morgen des 28. nicht wieder bei dem Regimente war, sandte Graf Stolberg seinen Ordonnanzoffizier, den Lieutenant der Reserve Freiherrn v. Witzleben-Moys, dessen persönlicher Mittheilung an mich ich das ganze verdanke, als Parlamentär zu dem österreichischen General T., jenen zurückzufordern. Der überbrachte Brief bezog sich darauf, dass auf Befehl unseres Königs vom 23. Juni die Genfer Convention in jeglicher Weise gegenüber der feindlichen Armee gehandhabt werden solle, obwohl Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich der Convention nicht beigetreten, und dass eine Abschrift jenes Befehls allen österreichischen Commandirenden, gerade ihm am 25. Juni durch einen Parlamentär übergeben worden sei.

Es half nichts. „Uns geht die Genfer Convention nichts an. Was Ihr König befiehlt, ist mir gleichgiltig, unser Kaiser hat nichts derart befohlen“, war die Antwort.

„Aber wie können Sie einen Arzt zum Gefangenen machen, der eben daran war, Ihre Leute zu verbinden, die ohne ihn hilflos stundenlang gelegen hätten, und der nur zu diesem Zweck auf ausdrücklichen Befehl seines Vorgesetzten zurückblieb?“ frug unser Parlamentär. „Er hat aber vorher auch preussische Verwundete verbunden“, lautete die verlegene Erwiderung. „Gewiss hat er das. Sie werden aber, Excellenz, zugeben, dass Sie auf dem Verbandplatz keinen einzigen Preussen mehr vorgefunden haben und dass Ihre Truppen erst mehrere Stunden nach unserem Abzug dort erschienen sind, womit wohl klar der Beweis ge-

liefert ist, dass unser Arzt nur im Interesse Ihrer Schwerverwundeten dort war. Ob Sie den Befehl haben, die Genfer Convention zu respektiren oder nicht, ist hier ganz nebensächlich, denn keinesfalls kann es in der Absicht Ihres Kaisers liegen, diesen unsererseits geübten Akt der Menschlichkeit Ihrerseits mit dem Undank zu lohnen, dass Sie unsere Verwundeten und Kranken der ärztlichen Hilfe berauben.“

Stummes Achselzucken seitens des Generals, der wohl empfinden mochte, welche Fülle von Unverstand in dem Verfahren lag, das er einfach auf Grund des hergebrachten und für ihn maassgebenden Kriegesrechts handhabte. Das einzige, was unser Parlamentär erreichte, war das Versprechen, über den Fall sofort nach Wien zu berichten. Dr. Friedländer wurde mittlerweile nach Krakau abgeführt und ging dort auf den Wällen spazieren, statt in Böhmen die zu kleine Zahl von ärztlichen Händen um zwei zu vermehren.

Die Tragik eines solchen Verfahrens liess nicht lange auf sich warten. Leider traf sie nicht den ministeriellen Mangel an Umsicht und Voraussicht in Wien, sondern die braven Officiere und Soldaten des Heeres in Böhmen.

Was in den Kämpfen vom 27. Juni an jeden Tag im einzelnen geschah, das wiederholte sich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz am 3. Juli in grossem Stile: die österreichischen Truppenärzte und Feldlazarethe flohen auf Befehl der Commandanten mit der Armee und liessen ihre eigenen Verwundeten hilflos im Stich. Und doch hatte die Genfer Convention längst und klar festgestellt in Art. 3:

„Alle Aerzte, Pfleger und Feldprediger können nach der Occupation eines Ortes durch den Feind in ihrer Thätigkeit ungehindert fortfahren; sie können alsdann sich zurückziehen und die Truppen aufsuchen, wozu sie gehören. In letzterem Falle hat die siegende Armee dafür zu sorgen, dass sie den feindlichen Vorposten zugeführt werden.“

Aber was sehen wir statt dessen? Am Morgen des 5. rückte das Feldlazareth, dem ich angehörte, nachdem wir über Münchengrätz und Gitschin Tag und Nacht durchmarschirt waren, in das Städtchen Nechanitz bei Königgrätz ein. Dort fanden wir gegen 300 Verwundete in den Häusern liegend, primitiv von unseren paar zurückgebliebenen Aerzten verbunden und gebettet. Die Hälfte etwa dieser Verwundeten waren Oesterreicher und Sachsen, aber von ihren Aerzten hatten sie seit dem Beginn des Kampfes nichts mehr gesehen. Das Städtchen war beim Nahen unserer Truppen von den meisten Bewohnern verlassen worden; erst im Laufe der nächsten Tage kehrten sie zurück. Man kann sich aus allem leicht ein Bild machen des Zustandes jener Verwundeten.

Aber noch schlimmer sah es eine Meile von uns aus. Abwärts der Strasse Sadowa-Königgrätz liegt das Dorf Nedelist. Furchtbar hatte hier am Nachmittag des 3. der Kampf getobt. Am 4. des Mittags rückte dort ein preussisches Feldlazareth ein und fand — ich folge wörtlich dem antlichen Bericht des Generalarztes Löffler — im schönen Schlosse des Grafen Sternberg gegen 900 österreichische Verwundete ohne jeden Beistand, alle hungrig, dürstend, nach Labung und Verband jammernd. Ringsum auf dem Felde lagen noch viele Verwundete. Die Abtheilung der Krankenträger wurde ausgeschiedt, sie aufzulesen. Unser Oekonomiepersonal sollte für Speise und Trank sorgen, aber für solchen Bedarf waren unsere Vorräthe verschwindend klein; in dem sonst menschenleeren Dorfe war nichts zu holen, nicht einmal Wasser, denn fast alle Brunnen waren absichtlich unbrauchbar gemacht worden.

Aerzte, Gehilfen und Wärter wurden vertheilt, um den Verband zu besorgen. Aber in diesem Meere des Elends waren die verfügbaren Kräfte nur Tropfen des Beistandes, und dem Verbandmaterial drohte rasche Erschöpfung. Die Arbeit der Krankenträger steigerte die Ueberfüllung. Um Mitternacht hatten wir 1300 Verwundete vor uns, wovon nur 192 Preussen; von Officiere einen Preussen und 16 Oesterreicher. An Evacuiren war nicht zu denken, denn dazu fehlten uns Wagen und Gespanne. Einige Hundert von den Verwundeten hätten allenfalls marschiren können; aber wohin sie in Marsch setzen? Am 5. Juli erschien die erste Hilfe in Gestalt von 150 Commisbroden, Nachmittags brachte ein Johanniter Wein und Bier und 60 Leiterwagen, und nun entstand allmählich ein Anfang von erträglichem Zustand in Nedelist.

Hier war, sagt Löffler, am 3. ein österreichischer Corpsverband-platz etablirt gewesen. Wäre Personal und Material auch nur theilweise geblieben, als unsere Truppen den Ort nahmen, so hätte die Noth bis zum Eintreffen unseres Lazareths eine gewisse Schranke gehabt; aber die völlige Unterbrechung der Hilfe währte 24 Stunden. Eine viel kürzere Zeit genügt, um an solchen Punkten ein Chaos entstehen zu lassen, dessen Entwirrung unverhältnissmässig Zeit und Kraft verbraucht, ohne dass seine verderblichen Folgen für die Wunden ausgleichbar sind. Erst nach Tagen wurde, in dem Schlosse versteckt, Lagermaterial und ein Eiskeller aufgefunden. Der österreichischen Ambulanz hätten sie zur Verfügung gestanden, wenn sie geblieben wäre. Gewiss wäre dann auch das barbarische Verderben der Brunnen nicht geschehen. Fünf Sechstel der hier hilflos Verlassenen waren Oesterreicher. Nur zweien ihrer Aerzte war es nicht gelungen, mit den Truppen zu fliehen. Auf ihren Wunsch nach dem nahen Königgrätz beurlaubt, um Hilfe zu holen, kamen sie nicht zurück — ohne Zweifel, weil es ihnen nicht gestattet wurde.

Ich mag das Herz meiner Hörer nicht beklemmen durch weitere Bilder der Noth, welche, wenn auch nicht mit so vielen Personen erscheinend, dann aber doch in noch wüsteren Farben an anderen Orten des nahezu vier Quadratmeilen grossen Schlachtfeldes auftraten. Nirgends hatten die Oesterreicher ihren Verwundeten Hilfe und Beistand zurückgelassen. Noch am dritten Tage nach der Schlacht fanden die Unsrigen in einem Walde nahe bei Chlum, dem Centrum des Kampfes, einen verlassen österreichischen Verbandplatz mit einer beträchtlichen Zahl Verwundeter, ohne Nahrung und Pflege.

Wo die Gewalt der Thatsachen in so furchtbarer Form auftritt, da besiegt sie auch die stärksten Hindernisse, und so sehen wir, dass die Rathgeber des Kaisers von Oesterreich rasch andern Sinnes wurden. Schon am 21. des nämlichen Monats unterschrieb auch Oesterreich die Convention von Genf; es folgten Sachsen im October 1866, Russland im Mai 1867 und der Kirchenstaat im Juni 1868. Damit waren nach fast sechsjähriger Arbeit alle europäischen Mächte geeinigt unter dem Zeichen des rothen Kreuzes. „In hoc signo vinces.“ In diesem Zeichen siegte das 19. Jahrhundert, leider nicht über den Krieg selbst, aber doch über einen grossen Theil seiner Schrecken.

Was die beiden Einrichtungen des Genfer Vertrages in dem gewaltigen Kriege 1870/71 geleistet haben, ist bekannt. „Jede Erwartung übersteigend“ nennt in dem Dankbriefe an die Kaiserin vom 14. März 1871 der deutsche Kaiser die Erfolge der freiwilligen Krankenpflege, und „grossartig“ nennt sie der historische Generalstabsbericht. Und noch mehr hätte geleistet werden können, wenn unsere Gegner die Sätze der Genfer Convention gekannt und befolgt hätten. Aus vielen Belegen dafür hier nur der eine:

„Zu Anfang des Krieges wurden von dem Centralcomité zu Berlin 80 000 Exemplare der Genfer Convention nebst einer kurzen Erklärung gedruckt und mit Zustimmung des Kriegsministeriums in der Armee vertheilt. Von Seiten Frankreichs war nichts dergleichen geschehen; und so kam es, dass die Convention dort unbekannt blieb. Selbst Aerzte, Intendanten, Generäle, mit einem Wort, die, welche sie am ersten hätten kennen sollen, kannten sie nicht.“

Das sind die 1873 gedruckten Worte des Genfers Gustav Moynier, dem es sonst an Sympathie für Frankreich nicht fehlt.

In dem Kriege der Zukunft wird die Ruhe und Hilfe, die der Genfer Vertrag über die Verbandplätze und Feldlazarethe schützend ausbreitet, es uns ermöglichen, einen wissenschaftlichen Fortschritt voll auszunutzen, der in enger Verbindung steht mit dem hauptsächlichsten Zwecke dieser Vortragsabende.

Sie werden fragen: Was hatte Professor Johannes Müller mit der Pflege der Kriegsverwundeten zu thun? Erlauben Sie zum Schlusse eine möglichst kurze Antwort darauf.

1870/71 blieben vor dem Feinde 17 572 deutsche Soldaten; an ihren Wunden starben später 10 710, also mehr als die Hälfte jener. Von diesen 10 710 Mann erlag die grosse Mehrzahl der von der Wunde ausgehenden Blutvergiftung, die als Septicämie, Pyämie, Hospitalbrand und ähnliches bekannt sind.

Schon 1866 dämmerte uns in Böhmen der Gedanke, jene Krankheiten seien nichts anderes als die Folgen des Eindringens mikroskopischer Organismen in die Feld- oder Operationswunde; und das Jahr 1870/71 erhob das zur Gewissheit. Die Erkenntniss aber, dass dem so sei, entsprang in ihren Anfängen bestimmt dem Laboratorium von Professor Johannes Müller, wahrscheinlich seinem eigenen Denken und seiner Anregung.

Wir müssen zurückgehen ins Jahr 1836. Da war Dr. Theodor Schwann, geboren 1810 zu Neuss, gestorben 1882 in Köln als Professor der Physiologie zu Lüttich, Müller's Assistent am anatomischen Museum zu Berlin. Ueber das Wesen von Fäulniss und Gährung wusste man bis hierhin nichts, und was man darüber behauptete, war haltlos. Da entdeckte und beschrieb 1836/37 Schwann die heute fast jedermann geläufige Thatsache, dass Fäulniss und Gährung entstehen durch Einwirken von verschiedenen Hefen auf die Lösungen zersetzbarer Körper und dass diese Hefen Lebewesen, Pflänzchen niederster Art sind. So wie die Weinhefe den Zucker der Traube oder des Gerstenmalzes zerlegt in Weingeist und Kohlensäure, also zerlegt eine der vielen Fäulnisshefen das Eiweiss ausserhalb und innerhalb des menschlichen Körpers zu allerlei schon durch den Geruch sich andeutenden Substanzen, die von einer Wunde aufgesaugt lähmende Gifte sind für Gehirn und Herz. Eingepfropft werden die unsichtbaren Keime dieser Fäulnisshefen in die Wunde durch hundert Gelegenheiten, denn sie umgeben uns überall, wie ja Fäulniss und Verwesung uns überall umgiebt.

Daher die hohe Sterblichkeit der Verwundeten und Operirten. Sie musste aufhören, als man auf Grund der Entdeckungen des Johannes Müller'schen Laboratoriums von 1836 und 37 immer mehr und besser ihre Ursache verstehen und durch die Antiseptik bekämpfen lernte. Das dauerte freilich noch ein volles Menschenalter, und die Kriegsverwundeten von 1870/71 hatten nur geringen Gewinnst davon.

Schwann liess 1837 drucken, und zwar nicht als geistvolle Hypothese, sondern als Ergebniss von Beobachtungen und Versuchen:

„Die Fäulniss muss so erklärt werden, dass die Keime des Schimmels und der Infusorien, indem sie sich entwickeln und auf Kosten der

organischen Substanz ernähren, eine solche Zersetzung in dieser hervorbringen, dass dadurch die Phänomene der Fäulniss entstehen.“

Seither ist Jahr für Jahr gewachsen, was seine Wurzeln in diesen Worten hat; nur dass wir die gewöhnlichen Schimmelarten als fast ungiftig erkennen lernten und dass wir die mikroskopischen Zersetzungs-erreger nicht mehr Infusorien nennen, sondern Coccen, Bacillen und Bacterien. Es ist dann weiter gewachsen in Folge der grossartigen Entwicklung der Chemie, besonders der deutschen, die Zahl und Güte der chemischen Stoffe, womit wir die Keime der Erreger von Gährung und Fäulniss in der Wunde selbst abtödteten, ebenso an den Instrumenten und Fingern des Arztes und der Gehilfen, an den Schwämmen und dem Verbandmaterial (J. Lister).

So dürfen wir für einen zukünftigen Krieg auf Grund einer fast dreissigjährigen Erfahrung und Sterblichkeitsstatistik unserer Kliniken und Hospitäler sagen: Die grosse Mehrzahl der Verwundeten wird nicht mehr an den Nachkrankheiten sterben, sondern zur vollen Genesung gelangen.

Und noch ein anderer Würgengel, der den Krieg zu begleiten pflegt, hat in Folge der Entdeckungen von Johannes Müller und Th. Schwann und ihrer Weiterentwicklung durch spätere Forscher (L. Pasteur, R. Koch u. a.) seine ärgste Kraft verloren, ich meine die Seuche. Wir kennen heute die mikroskopische Hefe, die Typhus und die Cholera erzeugt, kennen ihre Fortpflanzung und ihre Lebensbedingungen. Früher standen sie uns wie unsichtbare böse Geister der Luft gegenüber, von denen Wagner zu seinem Meister Faust am Abend des Ostersonntagspazierganges sagt:

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,  
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,  
Dem Menschen tausendfältige Gefahr  
Von allen Enden her bereitet.“

Mit ihrer Kenntniss ist ihre Abwehr gekommen. Ganz wird sich der Typhus in einem Feldzuge wohl nicht vermeiden, aber wohl wesentlich einschränken lassen. Die Cholera raubte uns 1866 in Böhmen und Mähren 6427 Soldaten. (Nach Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen, 1898, II., 44.) Im Jahre 1892 und 93 sahen wir, dass sie wohl eingeschleppt werden kann, aber nicht weiter verbreitet zu werden braucht, wenn die Verwaltungs- und Gesundheitsbehörden gut unterrichtet sind und ihre Pflicht thun. Das schrecklich davon befallene Hamburg und das trotz aller Einschleppungen freigebiebene Berlin sind dessen klassische Zeugen.

Hierin gerade, in der Abwehr der mörderischen Seuchen, wird sich weiter der Segen des Genfer Vertrages bewähren, denn es liegt in der Natur der Sache, dass nur die gemeinschaftliche Arbeit und Aufmerksamkeit der Sanitäts-offiziere der eigenen und der feindlichen Armee etwas ganzes leisten wird.

Betrachten wir solche Errungenschaften des zu Ende gehenden Jahrhunderts, so steigen in der Phantasie Bilder empor, die nicht in dem rauhen Grund der Erde wurzeln. Friede auf Erden, lautet die alte Botschaft, die wir im Glanze der Weihnachtskerzen jedes Jahr so gern von neuem hören; aber noch immer ist sie nicht zu Wahrheit geworden. Und vor hundert Jahren sang unser Schiller:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige  
Stehst du an des Jahrhunderts Neige  
In edler, stolzer Mänlichkeit!“

Wir wissen, in welch' furchtbar blutiges anderthalbes Jahrzehnt der friedenspalmentragende Mensch damals hineinschritt, ohne es zu ahnen. Und dennoch, so weit wir noch entfernt sind vom dauernden Frieden, keine Zeit war ihm thatsächlich, d. h. im ernstesten Streben danach, näher als die Zeit, welche die Genfer Convention geschaffen und ausgebildet hat und sie heute hütet als einen ihrer besten Ehrentitel.